

Centralblatt für die evangelische Kirche in Preußen und angrenzenden Gebieten

Politik, Literatur, Kunst, Wissenschaft, Religion, Geschichte, Geographie, Statistik, etc.
Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Verlag: Berlin, 1908. Preis: 10 Mark pro Jahr. Einzelhefte: 1 Mark.

Stung wurde dadurch erklärt, daß er diesem Gefühl später Mann gegeben und dadurch seine übernatürliche Kraft eingebüßt habe. Seine toten Soldaten fliegen, wenn er den Hut „Bonaparte“ erhebt, aus ihren Gräbern hervor und sammeln sich um's neue unter seine Fahnen. Eines Tages aber fragte ein junger russischer Soldat, der eine tödliche Wunde empfangen hatte, den Eroberer: „Sage mir, warum Du mich getötet hast?“ Diese Frage soll nach der russischen Sage in dem Herzen Napoleons ein Gefühl des Mitleids geweckt und dadurch seinen eisernen Willen gebrochen haben. Durch alte epische Gefänge beeinflusst ist die Angabe, daß Napoleon zuerst das ganze mohamedanische Reich vernichtet habe, ehe er sich gegen ein christliches Land, das heilige Russland, wandte. Kaiser Alexander I. wird in der Sage als der „Gefangene“ bezeichnet, weil er in Petersburg angeblich auf einer Säule darstellt, ist, von wo aus er das Volk mit einem Streich segnet. Diese Legende verdankt ihre Entstehung einem falsch gedeuteten Standbild, das sich im Hofe des Winterpalastes befindet und in einer von einem Engel gekrönten Säule besteht. Gänzlich vermerkt ist die Schilderung vom Verlauf des russisch-französischen Feldzugs von 1812. Der Kaiser soll den „mitgekauften“ Napoleon mit seiner Armee auf dem Feld von Smolensk erwartet haben und von ihm dort befehligt worden sein. Die russische Armee sei dann bis zum Bogen von Poltawa, von dort bis an den Don und vom Don nach Porodino geflohen. Die Bezeichnung Smolensk ist eine Erinnerung an das Schlachtfeld von 1370, wo die Tatarenherrschaft gebrochen wurde. Poltawa ist bekanntlich der Ort, wo 1709 Peter der Große den Schwedenkönig Karl den Zwölften schlug, und Porodino endlich derjenige, wo die Schlacht von 1812 wirklich stattfand. Die russischen Bauern sind ferner fest davon überzeugt, daß Napoleon dem Kaiser Alexander gefangen genommen und in einen eisernen Käfig gesetzt habe, um ihn 30 Jahre lang zur Schau auf den Jahrmärkten auszustellen. Diese Geschichte kommt wieder von gewissen Balladen, die sich im Volk mit Bezug auf den 1071 hingerichteten Wälder Stenof Ragnin und auf Bugatschoff beziehen, der sich für Paul den Dritten ausgab. Die Gesamtheit dieser russischen Volkssagen ist deshalb von Wert, weil man selten die geschichtlichen und dichten Bestandteile einer Legende so deutlich untersuchen kann, wie an diesem Beispiel. Gleichzeitig wird sie ein scharfes Licht auf den Stand der Volksbildung in Russland, und man kann annehmen, daß derartige Sagen viele Jahrhunderte hindurch und noch entstehen werden, wenn nicht die Volksaufklärung in Russland rascher Fortschritte macht als bisher.

Die Amerikaner und die andern als Humoristen.

Unsere amerikanischen Freunde sind nicht nur sehr stolz auf ihren barocken Humor, sondern denken auch ziemlich gering von der humoristischen Begabung und Betätigung anderer Nationen. Ganz besonders gelten ihnen die Engländer trotz der großen humoristischen Literatur Englands für so vernachlässigt, daß sie nie den Kern eines Witzes sehen können, und die Amerikaner haben sich hunderte von Anekdoten erworben, in denen diese Diffidilität John Bulls bespöttelt wird. Die Deutsche kommen in der humoristischen Bewertung Amerikas nicht viel besser weg. Immer werden uns z. B. die „altmodischen Witz“ der fliegenden Blätter aufgemerkt, die indessen ohne Jandern von amerikanischen Zeitungen nachgedruckt werden. Uebrigens zeigen die Amerikaner selber eine große Beschränktheit, wenn sie andere Nationen lächerlich machen, weil diese nicht immer sofort des Witzes Kern bei ihren Nasenwinkeln erkennen, denn die Hälfte aller Witz haben ja eine nationale oder gar östliche Färbung, für die dem Ausländer notwendig das Verständnis mangelt. Dazu kommt, daß, wo den Europäern die Kenntnis amerikanischer Zustände bereits vermittelt wurde, dies vielfach in der Form von Karikaturen geschieht: wer den fernsten Westen nur aus Bret Karte kennt, dem kann man es nicht verübeln, wenn er wirklich an das Vorhandensein des Arizona Riders glaubt. Wo es sich aber für die Amerikaner darum handelt, fremden Humor zu durchschauen, da haben sie gerade so dumme wie andere. Vor kurzem las ich in einer amerikanischen Zeitung eine ergötzliche selbstbewußte Schilderung von dem geistigen Dämmerleben der deutschen Landbevölkerung; der Erzähler hatte tatsächlich in einer deutschen Zeitung einmal gelesen, in San Francisco werde ein Gasthaus gebaut, das 80 Anz. lang sei, 165 Stokwerke habe u. s. w. Dies

nahm der reisende Yankee für bare Münze und schlug die Hände über solche Leichtgläubigkeit zusammen. Von Zeit zu Zeit geben die Yankees dann aber doch Ehre, wenn Ehre gebührt, wie gegenwärtig z. B. mit viel Behagen eine deutsche Festschicht, die die barocksten amerikanischen Einfälle übertrumpft, in amerikanischen Zeitungen nachzulesen wird. Es ist dies die Geschichte von dem deutschen Gelehrten, der einem jungen Korpsen das Wasser entzog und ihn an stärkere Sauerstoffatmung gewöhnte, so daß der Fische schließlich ganz auf trockenem Land lebte und seinem Herrn folgte, bis er eines schönen Tages in den Bach fiel und — ertrank.

Das moderne „Mädchen für alles.“

Wie hoch in gewissen Kreisen heutzutage die Anforderungen sind, welche an ein modernes „Mädchen für alles“ gestellt werden, kann man am besten aus Zeitungsinseraten erleben, durch welche solche ein Mädchen von heute gesucht wird, die mit der Zeit fortgeschritten und in seiner Einsicht den Vorwurf der Nützlosigkeit auf sich laden wollen. Vor uns liegt eine ganze Anzahl derartiger Anzeigen, und aus allen geht hervor, daß man das Wissen und Können der holden dienenden Weiblichkeit sehr zu schätzen weiß. So lautet z. B. ein Inserat folgendermaßen: „Gebildetes Fräulein mit guter Handschrift und sicher im Rechnen, korrekt deutsch und französisch sprechend, musikalisch, findet in einem kleinen Haushalt dauernde Stellung bei Familienanschluss. Selbiges muß einen Teil der Ueberwachung und Erziehung eines 3-jährigen Mädchens auf sich nehmen, auf nähen können und den Dienstmädchen hier und da helfen.“ In einer anderen Anzeige sucht eine distinguierte Dame (Waimenwitwe) ein Fräulein aus besserer Familie, welches perfekt deutsch, englisch und französisch spricht, in der Literatur bewandert ist, angenehme Stimme zum Vorlesen hat, auch Pianoforte und singen kann, sich auf das Arrangieren von Theateraufführungen versteht, Reiten gelernt hat, in der feineren Näharbeit gutes Geübtes und bereit ist, in der Küche mitzuhelfen. Die Dame sichert diesem vielseitigen Fräulein liebevolle Aufnahme in ihrem Hause zu und ist nicht abgeneigt, demselben auf Wunsch ein „Radelgelb“ von zehn Mark pro Monat zu bewilligen.

Eine Stubenbesitzerin, die mit einer 17-jährigen „klassisch gebildeten“ Tochter in „hervorragend schöner“ Gegend wohnt, wünscht für das Winterhalbjahr den „Besuch“ einer jungen Dame gleichen Alters, die außer modernen Sprachen auch das Lateinische beherrscht, musikalisch ist, Vorliebe für die Dichtkunst hat und sich zeitweise gerne mit wirtschaftlichen Dingen, besonders mit Buchführung, befaßt.

In einem weiteren Inserat sucht eine Dame ein junges Fräulein (am liebsten Waimenochter), das Liebe zu Kindern hat, solche beaufsichtigen und ihnen bei den Schularbeiten helfen kann, perfekte Stenographie ist, einige Stunden im Tage nach Diktat zu schreiben vermag, die feine Küche erlernt hat, Kostüme anfertigen kann und sich zur Ueberwachung der Dienstmädchen eignet. Als Honorar wird für diese Leistungen monatlich die Summe von fünfzehn Mk. gezahlt.

„Ohne gegenseitige Vergütung“ ist eine andere Dame geneigt, eine Waise aus guter Familie bei sich aufzunehmen, die das Hauswesen vorzuziehen und ihr in allem zur Hand gehen kann. Erwünscht sind dabei Sprachkenntnisse.

Wieder eine Dame sucht eine Gesellschafterin mit umfassender Bildung und feinen Umgangsformen, die in allen häuslichen Verrichtungen bewandert ist und eine wirkliche Stütze der Hausfrau sein will. Das dazu geeignete Fräulein erhält ein Monatsgehalt von zwölf Mark und „bei außerordentlich zufrieden stellenden“ Leistungen zu Neujahe eine Gratifikation. Das meiste von einem modernen „Mädchen für alles“ dürfte aber eine Baronin verlangen, die neben Sprachkenntnissen, musikalischer Begabung, Fertigkeit in der Stenographie, Beaufsichtigung und Unterweisung ihrer Kinder, auch im Malen, Unterhaltung der Pflanzungen, Zeitungsabgabe in allen weiblichen Sandarbeiten z. B. beim Prand, die die „Stütze“ in der Tierarznei bewandert ist, und besonders Gunde zu pflegen versteht. Sie bewilligt dafür allerdings auch ein Monatsgehalt von dreißig Mark.

Ein Kommentar zu diesen und ähnlichen Inseraten ist überflüssig. Man erieht aus deren Inhalt zur Genüge, welche eine Lust es heutzutage ist, ein „Mädchen für alles“ zu sein.

Von einem heiteren Vorfalle

wird dem Vöb. Stadtbl. aus einem Orte im Kreise Lüben Mitteilung gemacht. Seines Amtes waltet dort ein jüngerer Lehrer, dessen Hausstand von der etwa fünfzehnjährigen Schwägerin geleitet wird; als Dritter im Bunde verbringt ein behaushaltliches Dasein im Schulgebäude ein kleines Mündchen. Eines abends nun vernimmt der in seinem Wohnzimmer weilende Lehrer im Hausflur ein Rauschen, Schreien, das er sich nicht anders erklären kann, als daß jedenfalls Epikuren eingebrochen sind, die ihm seine beabsichtigten Schätze rauben wollen. Ihnen mutig entgegenzutreten, so denkt der Lehrer, wäre eine sehr gewagte Sache. Schnell wurde die Stubentüre fest verschlossen und verriegelt, das nach der Straße zu hochparterre gelegene Fenster geöffnet und aus diesem die Schwester herabgelassen, die zum Nachbar eilen mußte, um Hilfe herbeizuholen. Der Nachbar war gern zum Mitkommen bereit, ließ aber vorher noch den Gemeindevorsteher (irren wir nicht, auch noch den Schöffen) rufen, um mit vereinten Kräften den Dieben zu Leibe zu rücken. Die Hilfsmannschaften stiegen durchs Fenster in die Wohnung, öffneten mit einem Ruck die Stubentüre und standen im nächsten Moment im Flur —, um von den vermeintlichen Epikuren nichts zu entdecken. Wohl aber haben sie den treuen Wächter des Hauses durch den Flur traben, hinter sich eine kleine Kiste schleppe, an welcher der Roter angeheftet war. In Wohlgefallen löste sich darauf die Diebesfährte auf. Der Lehrer hatte den Hund, während des Abends ins Haus genommen und ihn zur Ruhefährte die kleine Kiste angewiesen. Von Wankelmut befiel hatte der Roter im Hause Umschau halten wollen, die Kiste hinter sich hergeschleppt, und so das Geräusch veranlaßt, das den Lehrer die Anwesenheit von Dieben vermuten ließ. Stillvergnügt entfernte sich die auf den Diebesfang ausgezogene Ortsobrigkeit.

Sped von Sternburg.

Die „Leipziger Neuesten Nachrichten“ erhalten folgende Zuschrift: Der Gehobler des jetzigen deutschen Vertreters in Washington und Vorkämpfers in der „Friede von Sternburg“, war der reiche Leipziger Kaufmann Herr Sped. Er kaufte im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts das Rittergut Rügenschena bei Leipzig (heute noch im Besitz der Familie mit Vierbräuer) und führte dort die Justiz der sog. Elektoralstube, einer der damals als besonders gut geltenden Rasse. Eine für seine Verdienste um die Schaffung und Später von der bayerischen Regierung zuungunsten und erhielt den Namen Freiherr Sped von Sternburg. Gelegentlich der Anwesenheit des kaiserlichen Königs in Leipzig wurde die Stadt illuminiert und der neu ernannte Reichserbkaiser zu schänden und mit einem Transparenz zu versehen, das den schändlichen Vers enthielt: „O, möchte doch in unsern Sachen Elektoral vererbt werden.“

Ein wichtiger Leipziger Schulmacheiter, Speds Gegenüber, benutzte die Gelegenheit, folgenden Vers an seinem Transparenz anzubringen: „O, möchte doch in unsern Sachen Elektoral auf Schweinen wachsen. Damit der Sped auf dieser Erde noch immer mehr vererbt werde!“

Ein sehr intelligenter Refut

war der Rase aus Schomberg, der bei der Infanterie in Ulm diente. Der Feldwebel hatte Instruktion erteilt über das Benehmen beim Schildwache: „Wenn jemand kommt, so ruf die Schildwache dreimal: Wer da? Erwidert keine Antwort, so hat die Schildwache Feuer zu geben.“ — Als am anderen Abend der Feldwebel sich von der pünktlichen Erfüllung des Dienstes überzeugen wollte, ging er an der Wache, die Rase besetzt hatte, vorbei, und Rase rief mit Aufgebot beider Lungenlufte: „Dreimal wer da?“ Der Feldwebel gab keine Antwort und sofort zündete Rase ein Rindhölzchen an und übergab es dem verblüfften Feldwebel.

Humoristisches.

— Eine „hochfeine Stelle“. Im Gürtelrover Ang. vom 31. März findet sich folgende Anzeige: „Ein Junge, der konfirmiert ist, findet hochfeine Stelle als Rührliter. Näheres Wils. Carl Robert, Markt 19.“

— Humor. A. u. l. r. (Dem sein Dampfdruck explodiert): „Zusatz, ist das fliegen sein, jetzt lauf ich mir aber leichtsinnig ein Luftschiff!“

— Verurteilt. „Erinnern Sie sich, Gnädige, noch an Ihren jugendlichen Geburtstag?“ — „Gewiß, damals wurde ich gerade hiezu Jahre alt!“

— Der praktische Arzt. „Ich werde der Frau Kaufmann Schmidt keine Badereise verschreiben.“ — „Jost kann mir ihr Mann meine Rechnung nicht bezahlen!“

Verlag und Rotationsdruck der Märkischen Vereinsdruckerei
Beratungswort: Redakteur: S. J. Snappe in Potsdam.



Nr. 98.

Freitag, den 1. Mai.

1903.

Goldene Herzen.

Dem amerikanischen Original nachgelehrt
von Karl v. Maesfeld.
(Nachdruck verboten.)

Herr Delaney Senior hatte sich durch Liebenswürdigkeit nie sonderlich ausgezeichnet. Jetzt aber, wo er seinen Weizen, in dessen Ernte und hoher Begehung sich der ganze Stolz seiner langen Reihe Delanays konzentrierte, mit einer so unbedeutenden Persönlichkeit, wie einer Kopistin, durch schädliche Konkurrenz schänden sah, ward der reiche Onkel mürrisch. Es hatte seine ganze Selbstbeherrschung erfordert, daß er nicht sofort aus seiner eleganten Cavovage gestiegen und „diese Person da“ hinweggebeordert hatte. „Diese Person da“ war noch der beste Name, den er für die arme unschuldige Ruth hatte, die sich der bedrohlichen Nähe des reichen Onkels, ihres Bruders, gar nicht bewußt gewesen war, sondern den Blick gerade bewundernd auf der frühlinghaften Landschaft hatte ruhen lassen. So erregt war Herr Delaney Senior über die möglichen Folgen ihres „höchst bezeichnenden Benehmens“, daß er bis zum Frühstück am nächsten Morgen, wo er seinen Neffen bestimmt treffen würde, nicht warten konnte, sondern beim Diener an der Tür die Weisung hinterließ: „Schiden Sie Herrn Charles zu mir aufs Zimmer, sobald er herankommt!“

Herr Charles hatte es jedoch keineswegs eilig mit dem Geimkommen, dachte tatsächlich nicht eher an Heimkehr, als bis der Nachmittag vorüber und der leider zu schnell vorrückende Zeiger seines Chronometers eine Abendstunde wies, die ihn gebieterisch zwang, endlich „Gute Nacht“ zu wünschen. Als dann schlendernd er langsam dem eleganten Viertel zu, das die Delanays zu seinen Bewohnern zählte, erreichte das Haus seines Onkels, nahm die Vortür des dienstbefähigten Gerbers entgegen und schritt mit einem Nicken im voraus über das, was, wie er meinte, im Auge war, dem Allerheiligsten zu, wo Delaney Senior einmalm wüthete.

Das hübsche betherte Gesicht seines Neffen, das so ganz und gar keine Spur irgendwelcher Furcht vor diesem großen Augenblicke aufwies, erbitterte den rechtskundigen Onkel derart, daß er sogar die einfachsten Anforderungen der Höflichkeit vergaß. „Wie lange ist dies — die Geschichte schon im Gange?“ herrschte er, Charles freundschaftlich „Guten Abend“ vollständig ignorierend, mit zusammengekniffenen Lippen.

„Das meinst Du mit der Bezeichnung „Geschichte“?“

Charles Delaney hatte unzweifelhaft etwas Lempverant von seinen Vorfahren ererbt. Denn bei den Sorten seines Onkels war das heitere Nicken aus seinen Augen verschwunden, sein Gesicht war finstern und zornig geworden, und wenn auch die unvernünftige Wut des Alten einen Verhängnis und Gelassenen höchstens amüsiert hätte, so bekundete die Antwort des Neffen doch keinerlei Heiterkeit, als er jetzt, ohne seinen Onkel erst zu Worte kommen zu lassen, erregt fortfuhr:

„Wenn mit diesem Ausdruck meine Aufmerksamkeit gegen Fräulein Burton gemeint sein sollen, so erkläre ich hiermit, daß dieselben bereits seit der Zeit sich hererschreiben, wo ich diese Dame zuerst hier kennen gelernt habe, sowie daß ich ihr dieselben auch ferner zu erweisen gedente, wo und wann sie mir das nur erlaubt. Daß es lediglich Höflichkeit und Aufmerksamkeit sind und nicht mehr, hat seinen Grund darin, daß sie mehr nicht annehmen will und einen Antrag von mir vor einigen Monaten abgelehnt hat.“

„Abgelehnt? Einen Antrag von Dir?“ — Herr Delaney Senior brüllte fast bei dieser ertastlichen Mitteilung. Ein Delaney abgewiesen, und das von einer Kopistin! Unfassbar! Er starrte seinen Neffen an und murmelte etwas, das beinahe wie ein Fluch klang. Und Charles, der seinen Blick ebenso fest und starr zurückgab, war mit seinem zornig geröteten Gesicht und den vor Erregung dunkel gewordenen grauen Augen in seinem Schweigen eindrucksvoller als ein ganzes Wörterbuch von Sternflüchen.

Sie hätten einem Maler Stoff zu einer Studie für die Leidenschaft des Jornes geboten, diese beiden gebildeten und wohlgezogenen Männer. Nur, daß Herr Delaney Senior, mit den zornigen Falten und Runzeln in seinem frischgeklärten Sinn, dem gestraubten weißen Nackenbart und dem immer noch weit offenen Munde möglicherweise Heiterkeit hervorgerufen, mochten sein eben so zorniger Neffe Bewunderung erweckt hätte. Doch aufgerichtet, mit geballten Klüffern, finstern bewölfter Stirn und den durch den braunen Schnurrbart schimmernden, in die Unterlippe gegrabenen Furchen, war er zweifellos ein hübscher junger Mann, dessen Männlichkeit durch die Eleganz seines Neffen nicht im mindesten verlor.

Aber all dies und der ganze Reichtum und gesellschaftliche Rang nebst den familiärsten Hindernisse die beiden nicht daran, sich hier wie zwei Wölfe gegenüber zu setzen. Von einem tatsächlichen Konflikt, den sie vielleicht alle beide wünschten, hielten sie nur die geringfügigen Faktoren der Bildung und die Rücksicht auf öffentlichen Stempel ab.

Herr Rechtsanwalt und Notar Delaney, dessen etwas schwache Augen das Angreifende eines längeren Anstrensens alsbald empfanden, war sich schließlich in einen Stuhl, vergoß die Lippen zu jenem höflichen Nicken, womit er manchen juristischen Exponenten in Harnisch gekost, und sagte mit Nachdruck:

„Sind Sie sich auch klar darüber, mein Herr Neffe, welche Folgen es für Sie haben würde, wenn Fräulein Burton sich den Fall noch einmal überlegte und Sie schließlich doch erhörte? Sind Sie sich klar darüber, daß eine derartige Verbindung, wie Ihre Heirat mit einer Kopistin, unsere verwandtschaftlichen Beziehungen vollständig trennen würde? Es ist ja zweifellos ein recht erhabener Beruf, den Fräulein Burton hat, leider aber einer, für dessen Würdigung mir das rechte Verständnis abgeht, und überdies ein Beruf, der für Sie irgendwelche Hoffnung, je etwas von mir zu erben, zerstören würde.“

Charles Delanays Nicken war monomöglich noch höflicher als das seines Onkels, als er erwiderte:

„Meine verwandtschaftlichen Beziehungen zu Ihnen, mein Herr Onkel, sind keine unerlässliche Vorbedingung für meine Existenz. Was die Zukunftshoffnungen auf Erbschaft und dergleichen angeht, so ziehe ich den selbständigen Erwerb meines Unterhalts einer Vererbachung meiner Selbstständigkeit und Freiheit gegen ein paar Dollars entschieden vor.“

Es folgte noch ein weiterer kurzer ebenso angenehmer und höflicher Meinungs- Austausch, in dessen Verlauf Herr Delaney Senior fastenotisch erklärte, falls sein Neffe diese Bekanntschaft mit Fräulein Burton fortsetze, so werde er sein Testament unverzüglich ändern, was sein Neffe ihn freundschaftlich bat, doch ja sofort zu tun. Er versicherte dem Onkel ebenso kategorisch, daß Ziel seines Lebens sei, Fräulein Burton zu seinem Weibe zu machen, und um dies Ziel zu erreichen, werde er jede Gelegenheit benützen und kein Drängen und Bestimmen unterlassen. Keine größere Ehre und kein größeres Glück könne ihm widerfahren, als der Mann dieser Kopistin zu werden, und zwar sobald wie es ginge. Worauf beide Herren sich verbeugten, höflich lächelnd, sich „Guten Abend“ wünschten und sich trennten; jeder festschließend überzeugt, er habe vollständig recht, und der andere ist ein ausgemachter Narr und Fied.

Nach diesem Zwiegespräch mit seinem Onkel teilte Charles Delaney Ruth mit, die Gemüthsart des Herrn Notars Delaney sei höchst eigentümlich und nicht gerade die eines Engels; sie hätten sich dabei

gestritten und das Ende vom Liede sei, daß er in aller Form entsetzt werde. Er sei trotz darüber, dann der Umstand, daß er seinen Onkel eines Tages beerdigen würde, habe sie ja gerade veranlaßt, ihm einen Stroh zu geben; wenn sie aber jetzt, wo er einzig und allein auf sich selbst angewiesen und arm genug sei, um dem ensorgtesten Verfechter der Armut zu gefallen, noch nicht einwillige, seine Frau zu werden, so sei es ihm wahrhaftig ganz egal, was aus ihm wurde.

Diese totale Gleichgültigkeit bezug auf seine Zukunft von Seiten des Mannes, den sie so sehr liebte, schmerzte den armen Ruth das Herz so zusammen, daß ihr die Tränen nur so die Wangen herabfloßen. Nichtsdestoweniger bestrebt sie sich, mit ihm zu reden, ihn zu überzeugen, es sei seine Pflicht, auf die Gefühle und Ansichten seines Onkels Rücksicht zu nehmen und ihn wieder zu verheiraten. Da sie nicht wußte, daß sie die Ursache des Streites gewesen, so blieben ihr Selbstbarmherzigkeit erpicht, aber sie litt ohnehin bei Charles beständiger Erklärung, falls sie nicht einwillige, ihn zu heiraten, so gehe er für immer, einerlei wohin — dermaßen, daß das anfängliche Tränenbächen schließlich ein förmlicher Strom geworden war und sie, um ihre unaufhaltbare weinenden Augen nicht sehen zu lassen, sich hatte abgewandt und die Stirn gegen die Fenster Scheibe drückten.

Als dann, wo sie das hübsche Gesicht ihres Liebsten nicht mehr sah und die aus seinen Augen strahlende Helligkeit nicht so unmittelbar empfand, hatte sie alle ihre Vernunftgründe gegen seine Bestimmung ins Feld geführt.

Selbst wenn Sie mich zu lieben glauben, so wäre es immer noch besser, zu warten, als alle Ihre Aussichten durch eine übereilte Heirat, die Sie vielleicht bereuen könnten, zu opfern. Es ist nicht mehr und nicht weniger als recht, die Ansichten Ihres Onkels zu berücksichtigen. Möglicherweise hat er irgendwelche Pläne für Ihre Zukunft, und wenn er Ihnen schließlich auch seinen Willen hinterläßt, so bleibt doch bestehen, daß er Ihnen bereits eine äußerst sorgfältige Erziehung gegeben hat, für die Sie ihm Dank schulden.

Ruth sprach sanft und ruhig; Charles lief bei ihren Worten unruhig auf und ab und blieb endlich, nachdem er seine aufgeregte Erwiderung losgelassen, stehen und warf einen Blick auf die zarte Mädchenstirn am Fenster. Dann, bei der Erinnerung an ihren barten Kampf um das tägliche Brot und an die klaglose Milde und Sanftmut, womit sie alles trug, schlang er plötzlich den Arm um sie, hob das hübsche tränenvolle Gesichtchen in die Höhe, küßte sie und erklärte kurz und bündig, die Sache sei jetzt abgemacht und im Reinen. Er werde sie einfach entführen und auf der Stelle heiraten, falls sie seine Vernunft annehmen und sein Weib werden wolle, andernfalls jedoch wolle er brach sein und alles sofort in die Wege leiten, so daß sie zwei morgen früh ein Paar werden könnten.

So überaus bereit, vernünftig, überzeugend, hoffnungsvoll und hingebend, alles mit einem Male, sprach er diesmal, daß Ruth sich zuerst einige Tage Bedenkzeit ausbat, schließlich aber kapituliert, ihm ihr Jawort gab und offiziell seine Braut wurde.

Sein Glück war so augenscheinlich, daß auch sie daran erwiderte, alles vergah und ebenfalls ganz glücklich wurde. Wirklich, wie sie so dasaßen auf dem alten Sopha, das längst seine Federn verloren, waren sie mehr zu beneiden, wie Könige auf ihren Thronen.

„Ich bin wirklich ein Glückseliger, Ruth, daß ich Dich gefunden habe“, haßte Charles mit stolischen Augen und glühenden Wangen; „ja, und wenn Du mich auch für einen Gadenichts gehalten hast, so bin ich das doch nicht so ganz und gar. Da, sieh her, hier sind zweihundert Dollars!“ Er strich die neuen Banknoten, die er vorhin so mühsam zerkleinert hatte, sorgfältig wieder glatt. „Das sind die letzten Sparten, die ich in meinem Leben im Bureau meines Onkels bekommen habe. Ein besonders großes Kapital ist das nicht, immer aber noch mehr, als ich jemals in meinem Leben gesehen habe. Und ich meine, ich bin doch ein besserer Herr, als der alte Stromer. Siehst Du, Mädchen, es geht Dir also besser wie Deiner Stammutter. Nun, was ich vorstelle, ist dies: wir wollen unser Glück im Westen, in den Schwarzen Bergen, versuchen. Für einen Kurstich ist dort ein großes Feld, und gedulde mit mir nicht, so kann ich immer noch Berg-Angenehme oder dergleichen werden, hab ja Geologie und Mine-

ralogie studiert. Das Goldfieber fängt gerade erst an. Die Sache scheint vielversprechend, und die Einnahme von Leben hier in Newport bin ich ohnehin satt. Willst Du?“

Natürlich wollte Ruth. Also fuhr am nächsten Morgen ein Wagen vor dem Hofthaus vor und von da mit Fräulein Burton zur nächsten Pfarrkirche, allwo sie, nachdem ihr Brautigam vorher alle förmlichkeiten ins Reine gebracht, Frau Charles Delaney, und Charles selbst so glücklich wurde, wie es ein braver Mann, der das Mädchen, das er liebt, zum Weib gewonnen und ihren Wert vollkommen zu würdigen weiß, nur werden kann.

2. Kapitel. Abreise.

Nachdem Charles sein bescheidenes Kapital noch durch den Verkauf alles unter den gegenwärtigen Verhältnissen irgendwie Entbehrlichen vergrößert hatte, schrieb er seinem Onkel einige höfliche Briefe, worin er ihm seine Heirat mitteilte und noch einmal seinem Bedauern Ausdruck gab, daß ihre Ansichten derartig weit auseinandergingen, unterzeichnete sich als „seinen ergebenen Neffen“, adressierte den Brief an das Bureau und warf ihn in den nächsten Briefkasten.

Als dann gab er sich ganz seinem jungen Glück hin, das er, wohl wissend, wie selten wahres Herzglück dem Menschen beschieden, vollständig zu würdigen wußte. Nicht minder glücklich war auch Ruth, als sie so zusammen aus dem Fenster des komfortablen Schlafzimmers auf die blühenden Gärten und Städte der Staaten Newport, Banghonia und Ohio blickten, dann, als das Dampf-Loch sie weiter nach Westen trug, auf die vorüberziehenden Steppen und endlos sich dehrenden Felder von Illinois und Iowa, die wogenden Hügel, die rauchenden Wälder, die Flüsse und Ströme, die bald in der Sonne tanzten, bald im Schatten sich bogen; alles ergötzte sie und entlockte ihnen frohes Lachen, wie denn der Mensch sich, wenn er glücklich, ja am allergeringsten und am alltäglichsten freut und ihm die ganze Natur als Freund erscheint, der sich mit ihm freut und die eigene Freude dadurch verdoppelt.

(Fortsetzung folgt.)



Walter.

Novelle von Arnold Rebrecht.

(Nachdruck verboten.)

„Es war eine ganz eigentümliche Stimmung über mich gekommen. Ich war vollkommen ruhig. Fast neugierig, welches neues Spiel Brunello mit mir treiben würde, lag ich dem weiten Verlauf unserer Gespräche entgegen. Er mochte mein Schweigen als ein günstiges Zeichen betrachten und fuhr fort: „Was Du als Rarität betrachtest, ist nur der Rabe und Freundschaft entpuppt, die uns so eng verband. Höre erst und dann kannst Du Blanda und mich verurteilen, wenn Du es noch vermagst. Mit feierlicher Stimme sah ich nach Deiner zweiten Abreise jeder Nachricht vom Kriegsdauern entgegen. Jedes Geheiß, dem dem wir erfuhrten, ließ mich zuerst an Dich denken und mich ängstlich fragen: wie mag es Walter ergangen sein?“

„Ist es wahr?“ fragte ich so ruhig, daß Giovanni der Spott in meiner Frage entging.

„Ja, Walter, ich schwöre es Dir. Da kam die Kunde von der Schlacht bei Mentana. Ich zitterte, wenn ich daran dachte, daß auch Du unter den Opfern sein könntest. Da kam die Nachricht von Deinem Tode vor den Mauern Mentanas. Ich schweige über meinen Schmerz; der Hammer Blandas machte ihn verstummen. Laß mich kurz sein.“

Für Dich konnte ich nichts mehr tun; aber vielleicht war ich imstande, die Sorge, welche Du so edelmütig für Blanda hegst, diese Sorge Deinem Schicksal zu nehmen. Ich wußte, daß Du mit dem Gedanken an Blanda gefesselt warst, und ich konnte mich Deiner Freundschaft nicht widerig zeigen, als daß ich Blandas Zukunft sicherte. Wie hätte ich das besser vermocht als —

„Daß Du das ungeheure Opfer brachtest und sie zu Deinem Weib machtest; und wie konnte sie ihre Liebe zu dem teuern Gefallenen besser beweisen, als daß sie Dir ihre Hand reichte, um mit Dir vereint den Tod des Freundes zu beweinen! Und dieses Opfer war ja um so edelmütiger, aber auch schmerz-

licher, weil es vergrößert wurde durch die unangenehme Pflicht, mein Vermögen als Blandas Mitgift zu verwerten.“

Brunello zuckte zusammen. Seine Bestürzung steigerte sich aber zum Entsetzen, als ich jetzt ein Papier hervorholte und fortsetzte: „Kannst Du mir denn vielleicht auch erklären, unter welcher Rubrik Du Opferfreudigkeit dieser Brief gebört, in welchem Du mich als Verräter hinstellst und meine Ermordung als Pflicht gegen das Vaterland verlangst?“

„Die Wirkung war niedermettend. „Du hast — jenen — Brief? Woher? — Es ist —“ diese und noch mehr unverständliche Worte stotterte der Entsetzte hervor. Dann aber kam ihm der Gedanke an die ungeheure Gefahr, welche über ihm schwebte, so daß er sich im Besitz seines holländischen Markpapiers. Wie ein wildes Tier stürzte er auf mich zu, rief mir das Schreien aus der Hand und rief höhnisch: „Nun, beweise doch deine Behauptung.“

„Je mehr meine Verachtung gegen den vorwurfsamen Menschen stieg, desto kälter wurde ich auch. „Bei Menschen ihres Schlages pflegt man sich vorzuziehen“, erwiderte ich — es war mir nicht länger möglich, ihn mit „du“ anzureden —; „Sie werden sich leicht überzeugen, daß das Schriftstück, welches Sie in Händen haben, nur eine Kopie des Originals ist; dieses ist wohl verwahrt und ausgehoben. Selbst für den Fall, daß mir ein zufälliges Unglück zustoßen sollte, wird es, mit den nötigen Notizen versehen, immer noch seinen Wert behalten und wird von einer geeigneten Persönlichkeit noch verwertet werden.“

„Brunello stöhnte laut vor Ingrimm. „Was wollen Sie denn noch von mir?“ fragte er endlich.

„Ich wollte Genugtuung von Ihnen fordern. Das Gerechtigkeitsgefühl der italienischen Nation wird hoffentlich durch die Raubursache solcher verworfenen Individuen, wie Sie und Ihre Freunde sind, nicht so erschüttert sein, daß die Richter Ihnen keine Zühne Ihrer Schandthaten aufliegen werden. Nötigen Falles werde ich die Hilfe unserer österreichischen Gesandtschaft in Florenz anrufen.“

„Brunello wurde leichenblass; der letzte Rest seiner Frechheit schwand endlich vor der Erkenntnis der Gefahr, die ihm drohte. „Sie sollten im Stande sein, Ihren ehemaligen Freund unglücklich zu machen!“ schrie er laut auf.

„Wie können Sie es wagen, an ein Gefühl zu erinnern, an eine Freundschaft zu appellieren, welche Sie in so schändlicher Weise mit Füßen traten?“ rief ich entrüstet.

„Da fiel der Unselige händelnd auf die Knie nieder und flehte: „Haben Sie Mitleid mit mir, machen Sie mich und mein Weib nicht unglücklich! Bei der Liebe, welche Sie zu Blanda gehabt haben, beistehen Sie, richten Sie mich nicht zu Grund!“

„Haben Sie Mitleid mit mir gehabt? Haben Sie mir nicht alles geraubt, was Sie mir rauben konnten? Wissen Sie eine andere Bezeichnung als Betrug für die Art und Weise, wie Sie mich beeinflussten, jene Verfügung über mein Vermögen zu treffen? Haben Sie sich nicht in der schändlichsten Weise an meiner Ehre vergangen durch jenes Schreiben, das mich als Verräter brandmarkte? Haben Sie nicht noch meinem Leben getrachtet, um in den Besitz meines Vermögens zu gelangen? Und nachdem Sie mehr getan, als der Feind dem Feinde zufügen kann, raubten Sie mir auch noch die Liebe Blandas!“

„O, Walter, ich bin ein elender Mensch, ich gestehe es; aber ich weiß, Sie sind edelmütig — verzeihen Sie mir! Doch nein, verzeihen können Sie nicht; aber vergelten Sie auf Ihre Rache. Ich bin verloren, wenn Sie mich anklagen!“ schrie Brunello, sich krümmend vor Angst.

„Ich schwieg.

„Meine ganze Zukunft ist vernichtet! Ich habe furchtbar gegen Sie gesündigt; aber worauf Sie vielleicht den meisten Nachdruck legen, daß ich Ihnen Blanda geraubt habe, dieser Vorwurf trifft mich nicht in dem Maße, wie Sie glauben. Schonen Sie meinen alten Vater!“

Ein schwerer Kampf tobte in mir. Brunello hatte seine Augen auf mich mit der furchtbaren Angst, mit welcher der Verbrecher dem Urteilspruch des Richters entgegensteht. Endlich, und das ist ein Lichtpunkt in meinem damaligen trostlosen Dasein, unterlag das wilde Nachgefühl in meinem Innern. „Nun, so sei es denn“, rief ich mühsam heraus. „Nebst unter der Bedingung, daß Sie mir auf meine Frage der Wahrheit gemäß antworten: wußte Blanda um jenen Anschlag auf mein Leben, und strebte sie mit

ihnen in verbrecherischer Weise nach meinem Vermögen?“

„Nein; daher konnte ich auch soeben mit vollem Recht sagen, daß ich Ihnen Blandas Liebe nicht geraubt habe“, erwiderte Brunello, aufstehend und tief Atem schöpfend. „Blanda hat Sie nie geliebt. Der Hred ihres vielleicht mehr als freundschaftlichen Verhaltens gegen Sie zielte anfangs einzig und allein dahin, Sie für die Sache Garibaldi's zu gewinnen. Wir wußten, daß Sie reich seien, und so waren wir alle einzig darin, Ihnen Unterstüßungen für die Zwecke der Expedition zu entlocken. Mein Vater und Blanda wollten Ihren Edelmut noch mehr in Anspruch nehmen; doch ich war dagegen aus dem einfachen Grunde, weil ich schon damals den Plan hegte, Ihr Vermögen in meinen Besitz zu bringen, und es nicht zu sehr geschädigt wissen wollte. Als Sie Blanda kennen lernten, waren wir so gut wie verlobt. Nach und nach wußte ich Blanda in meine Pläne ein. Auf meinem Rat gelangte sie ein wärmeres Gefühl gegen Sie, um mir den Weg zu bahnen zu jenem Vorhaben, ein Testament zu ihren Gunsten zu machen. Ich stellte ihr die Möglichkeit vor, daß Sie fallen könnten; doch von jenem Briefe an den Kapitän Marchi und meiner Absicht, Sie töten zu lassen, weiß sie nichts bis auf den heutigen Tag.“

„Aber fürchtete Blanda denn nicht, ich möchte wiederkommen und sie dann als Betrügerin vor mir stehen?“ fragte ich.

„Doch; dieser Gedanke beunruhigte sie auch oft im höchsten Grade. Aber ich wandte alle Berechnung an, um ihre Besorgnis zu zerstreuen, und stellte ihr besonders vor, daß, wenn Sie zurückkehren sollten, ich ganz allein die Angelegenheit übernehmen würde. Ich konnte das um so leichter versprechen, da ich die feste Überzeugung hegte, Kapitän Marchi werde meinen Auftrag auf die eine oder andere Weise ausführen.“

15.

„So stand ich denn einsamer als je in meinem Leben da, ohne Eltern, Verwandte und Freunde. Ich durfte wie einer Dichter ausrufen: „Ich habemiemand, Niemand auf der weiten Erde!“ Ja, auch über der Erde hatte ich Niemand mehr. Statt daß die Schicksalsschläge meinen Willen endlich wieder himmelwärts gewendet hätten, verblüdete ich mein Herz nur immer mehr. Ich schreute vor jeder Erinnerung an mein Leben zurück; selbst das Andenken meiner Mutter unterdrückte ich in der Bitterkeit meines Geistes. Die Roberkrantheit des Weltkammerz hatte mich ergriffen; aber nicht jene innerlich-ichmännliche Sentimentalität, die einige unserer deutschen Dichter ihr schönes Talent unwürdig verwerten ließ, sondern jene gnädeliche Verachtung und hohlerfüllte Bitterkeit, die einen Heime davon abzieht, der größte deutsche Dichter zu werden.

„Auflos irte ich in der Welt umher. Ich stürzte mich in die Vergnügen der Großstädte und suchte Zufriedenheit, aber vergebens. Je höher ich den Berd der Freuden hob, desto tiefer wurde die Leere, desto größer die Jerrissenheit meines Herzens. Wohl kann die Welt uns Wunden schlagen, doch sie zu heilen, vermag sie nicht.“

„Endlich eckte mich das tolle Leben an; der schürmende Chamapagner schmeckte mir in Gesellschaft zügellos Genossen wie Berrnut; das Rollen des Goldes im Spiele reizte mich nicht mehr; die Schönheit der Natur blieb ohne Eindruck auf mein krankes Gemüt. Da dachte ich an Gohened, und mitten aus dem Treiben der verführerisch schönen Spielhölle Monte Carlo eilte ich in die Einsamkeit der Berge. Raum war bekannt geworden, daß ich auf Gohened angekommen sei, als auch meine guten Nachbarn ihrer Freude Ausdruck zu verleihen sich beeilten. daß Gohened wieder einen Herrn habe. Doch sie täuschten sich in mir.“

„So lange die Burg meiner Väter stand, war sie offen gegen alle Fremden; jetzt war sie geschlossen. Niemanden wollte ich sehen und fopischüttelnd ging man an Gohened vorbei.“

„Eine ältere Version, halbtaub und mürrisch, die meine Haushaltung beorgte, und ein Diener bildete das ganze Gefinde. Wie bisher, bestimmete ich mich um die Verwertung meines Vermögens nur so weit, daß ich die Jahresberichte meines Verwalters flüchtig überließ und im Uebrigen zufrieden war, wenn ich so wenig wie möglich um Rat gefragt wurde.“

Ich hatte das Glück, einen ebenso tüchtigen als unverlässigen Verwalter zu besitzen, und so konnte ich mich, unbeschadet meines Vermögens, jeder ersten Beschäftigung entziehen. Das Einzige, woran ich noch Vergnügen fand, war die Jagd. Entweder mit einem Diener oder allein streifte ich tagelang umher durch Wald und Feld. Bis hoch in's Gebirge erstreckte sich mein Jagdgebiet, und oft vergingen acht bis zehn Tage, bevor ich wieder nach Gohened zurückkehrte. Wenn mir auf meinen Streifjügen Nachbarn oder auch Leute aus dem Orte unten begegneten, so gingen sie schon mit kurzem Gruß an mir vorbei. Die guten Menschen hatten bald gemerkt, daß ich nicht einmal an den höchsten Feiertagen die Kirche besuchte. Die Alten schüttelten erst das graue Haupt. Eine solche Gleichgültigkeit waren sie an den Vätern von Gohened nicht gewohnt gewesen. Die jungen Leute, erzogen in schlichter Einfachheit und treuer Befolgung der Gebote der Kirche, sahen mit einem Gemisch von Schen und Meger auf mich.

„Es war im Mai des Jahres 1869 gewesen, als ich mich nach Gohened zurückgezogen hatte. Monat auf Monat verging in gleicher Weise. Außer mit meinen Diensthofen sprach ich mit Niemandem; wie man mir später mitteilte, hielten mich die Einen für unermäßig stolz, die Andern für einen Menschenfeind. Die letzteren standen der Wahrheit bedeutend näher als die Ersteren. Jene Zeit war die traurigste meines ganzen Lebens. Noch immer lebte in mir das Andenken an jenes unselige Weib, das meinen Lebensweg gekreuzt und mich unallidlich gemacht hatte. Nicht ein Funke von Liebe brannte mehr in meinem Herzen für Blanda; nein, das Gefühl, das mich oftmals rabelos umtrieb, war Scham. Immer furchter wurde mein Gemüt, und immer drückender schien mir das Leben. Je düsterer das wild zerflutete Gebirge wurde, je unwirtlicher die Höhe, und je schneidender der Wind um mich tobte, desto lieber war es mir. Oft sah ich stundenlang auf einem Felsenvorsprung in schwindelnder Höhe, während rechts und links von mir schroff das Gebirge viele hundert Fuß abfiel. Ueber mir kreiste nur noch der Adler; unter mir schäumte der Gebirgsbach, in wilden Sprüngen von Fels zu Fels hinabstürzend, rabelos und nutzlos, ein Bild meines Lebens.“

„Eines Tages hatte ich eine Gense bis tief ins Gebirge hinein verfolgt. Das arme gekerbte Tier war schließlich meinen Willen entkommen, und ärgerlich bemerkte ich, daß von einer weiteren Verfolgung keine Rede mehr sein konnte. Da riefelte es auf dem meinem Standpunkte gegenüberliegenden Felsen, und aufblickend gemahrte ich die Gense wieder. Das arme Tier ahnte nicht, daß es vor mir völlig sicher gewesen, wenn es sich nicht wieder gezeigt. Schnell rief ich die Büchse an die Wange, der Schuß krachte, und mitten im Feuer fürzte das Opfer meiner Jagdgier zusammen. Doch auch jetzt noch sollte es mir entgehen. Die letzten Bewegungen brachten es dem Rande des Abgrundes nahe, und die Beute fürzte von Klippe zu Klippe, bis sie zerklüftet in der Tiefe verstand.“

La tiare!

ist eine ständige Rubrik in den französischen Zeitungen geworden. Als die goldene Stunde nach als acht galt, würdigten die meisten Besucher des Louvre nur flüchtig im Vorübergehen die herrliche Arbeit eines Bildes, die so blank und scharf ausgeprägt da lag, als sei sie gestern aus der Hand des Künstlers hervorgegangen, denn was ist uns Saitapharnes, der 300 Jahre vor Christus in einem Winkel Kleinasiens das Zepter geschwungen hat? Jetzt ist der Tag, wo das Glasgehäuse der Tiara stand, ein lebenswichtiger Ort, namentlich für die Sorte von Kunstliebhabern, welche der Venus von Milo, die zwei Ordenssterne von Babelsers Gnaden trägt, einen Anstandsbesuch von wenigen Minuten abwarten, aber von den großen Diamanten in der Galerie d'Apollon sich nicht losreißen können und dabei stromende Millionenberechnungen anstellen. Ein Spahpogel hat, wie man der Köln. Ztg. schreibt, die bezeichnende Reuezeit verbreitet, Barmum habe dem Louvre 250 000 Fr. für die Tiara unter der Bedingung angeboten, daß sie tatsächlich falsch sei. Bis in die niedrigsten Volksklassen, die das Louvre nicht nur der Kunst, sondern auch der Lustbeizung und den Galleriebänken zuliebe auszuheben, ist das Interesse an der Fälschungsgeschichte gedrungen; wir haben schon berichtet, wie die Kleinindustrie dieses Interesse durch Scherz- und Gebrauchsartikel in der Form von Tiaren auszunutzt; der Stoff der Bildblätter hat durch sie eine willkommene Veredlung erfahren, und die politischen Blätter haben einen padenden Vergleich mehr, wenn sie das unredliche Treiben der Gegenpartei brandmarken wollen. Rudomowski, der arm: Bieler aus Odesa, der die Tiara angefertigt haben soll, ertrug sich einer Volksstimmung, um die mander Gernaroch Jahre seines Lebens opfern würde. Der funstlerische Untersuchungsrichter in dem großen Schwindel, Clermont-Ganneau, hat kürzlich den angeblichen Fälscher mit der Tiara „konfrontiert“, indem er nach einem einleitenden Vorwort plötzlich das Tuch wegzog, unter dem die Tiara versteckt lag; mit freudigem Aufschrei begrüßte Rudomowski das Werk seiner geschätzten Hände: Das ist gewiß und wahrhaftig meine Tiara, ich erkenne sie wieder!“ Clermont-Ganneau ist aber noch nicht zufriedengestellt, er verlangt, daß Rudomowski mit seinen Werkzeugen einen Teil der Tiara aus einem Streifen Goldes schmiede; so würde dann das ehrwürdige Louvre auf einige Zeit die entlich bestellte Werkstätte eines Fälschers werden. Die Art, wie die Fälschungsgeschichte von dem französischen Publikum aufgegriffen und beprochen wird, ist eigentlich noch interessanter als die Fälschung selbst, zumal da die Tiara, was die Echtheit betraf, immer einen üblen Namen und genoh. Der Grund für die lebhafteste Teilnahme, die sich ebenso in vornehmen Salons und Aulenhäusern, wie im Omnibus und in zweifelhaften Kneipen besugte, liegt einerseits wohl in dem allgemeinen Interesse für Kunst, das in Paris vielleicht so ausgebildet ist wie in keiner anderen Stadt, andererseits aber auch in der Klatschsucht und Anekdotenjägeri, die in Paris blüht. Gar manche Leute, die von Deutschland nicht viel mehr wußten, als daß seine lauerkrautessenden Bewohner 1870 französische Penulen gestohlen hätten, verfolgten mit brennender Spannung die lächerliche Ehe-Ferrung. Insofern ist Paris ein Krähwinkel, und die Zeitungen doppelt sorgfältig diese ziemlich untergeordnete Reugier des Publikums. Das unbedeutende Ereignis, das in deutschen Blättern als Lügenbühne eingeschoben würde, wird in Paris, wenn ihm irgend ein sensationeller, anekdotischer Zug anhaftet, das me kleinste ausgeschlachtet, die Beteiligten werden mit genauer Adresse aufgeführt, Intervjuer bestürmen sie und Personen, die einen Namen haben oder einen solchen erwerben möchten, geben in Aufdrüsten an die Redaktion ihren Sens zu der Geschichte. Wenn die Sache Anlaß zu kostbaren Einfällen bietet, um so besser! Die unglückliche Tiara hat sich auch schon als Diebstahlsgegenstand nützlich gemacht. Vor kurzem kam an den großen Boulevards ein ausländischer Kunstliebhaber ins Gespräch mit einem feinen Herrn. Natürlich redeten sie bald von der Tiara und der seine Herr entpuppte sich als Inhaber einer wertvollen Antiquitätenammlung. Der Kunstliebhaber nahm gern die Einladung an, diese Schätze zu besichtigen, und folgte dem Sammler in ein Haus in der nächsten Seitenstraße. Dort saß der seine Herr seinen Gast am Kragen und erludte ihn, alles Geld, das er bei sich trug, ihm zu überlassen, worüberhinlich als Grundstod zu einer Münzammlung. Glücklichweise ist es bald darauf der Polizei gelungen, dem überfertigen Sammler dingfest zu machen und sein Bildnis ihrer Photographienammlung auszuverleihen.

Ein bekannter russischer Schriftsteller hat aus dem Munde russischer Bauern eine Geschichte über Napoleon I., oder, wie er dort genannt wurde, „Napoleon“, erfahren und der Öffentlichkeit übergeben. Ihr Inhalt ist sehr interessant, weil es als ein geradezu vollständiges Beispiel dafür gelten kann, wie in verhältnismäßig kurzer Zeit eine heilige Verwirrung zwischen den geschichtlichen Tatsachen, dem Ueberlieferungen und einfachen Volksglauben in der Volksseele entsteht. Nach der russischen Bauernweisheit war Napoleon vom Teufel geküßt und von Gott dazu bestimmt, eine Geißel für die Wölfer der Erde zu werden. Das Geheimnis seiner Kraft sollte darin gelegen, daß er kein Weib empfangen, und sein

Ein bekannter russischer Schriftsteller hat aus dem Munde russischer Bauern eine Geschichte über Napoleon I., oder, wie er dort genannt wurde, „Napoleon“, erfahren und der Öffentlichkeit übergeben. Ihr Inhalt ist sehr interessant, weil es als ein geradezu vollständiges Beispiel dafür gelten kann, wie in verhältnismäßig kurzer Zeit eine heilige Verwirrung zwischen den geschichtlichen Tatsachen, dem Ueberlieferungen und einfachen Volksglauben in der Volksseele entsteht. Nach der russischen Bauernweisheit war Napoleon vom Teufel geküßt und von Gott dazu bestimmt, eine Geißel für die Wölfer der Erde zu werden. Das Geheimnis seiner Kraft sollte darin gelegen, daß er kein Weib empfangen, und sein

Ein bekannter russischer Schriftsteller hat aus dem Munde russischer Bauern eine Geschichte über Napoleon I., oder, wie er dort genannt wurde, „Napoleon“, erfahren und der Öffentlichkeit übergeben. Ihr Inhalt ist sehr interessant, weil es als ein geradezu vollständiges Beispiel dafür gelten kann, wie in verhältnismäßig kurzer Zeit eine heilige Verwirrung zwischen den geschichtlichen Tatsachen, dem Ueberlieferungen und einfachen Volksglauben in der Volksseele entsteht. Nach der russischen Bauernweisheit war Napoleon vom Teufel geküßt und von Gott dazu bestimmt, eine Geißel für die Wölfer der Erde zu werden. Das Geheimnis seiner Kraft sollte darin gelegen, daß er kein Weib empfangen, und sein

Ein bekannter russischer Schriftsteller hat aus dem Munde russischer Bauern eine Geschichte über Napoleon I., oder, wie er dort genannt wurde, „Napoleon“, erfahren und der Öffentlichkeit übergeben. Ihr Inhalt ist sehr interessant, weil es als ein geradezu vollständiges Beispiel dafür gelten kann, wie in verhältnismäßig kurzer Zeit eine heilige Verwirrung zwischen den geschichtlichen Tatsachen, dem Ueberlieferungen und einfachen Volksglauben in der Volksseele entsteht. Nach der russischen Bauernweisheit war Napoleon vom Teufel geküßt und von Gott dazu bestimmt, eine Geißel für die Wölfer der Erde zu werden. Das Geheimnis seiner Kraft sollte darin gelegen, daß er kein Weib empfangen, und sein

Ein bekannter russischer Schriftsteller hat aus dem Munde russischer Bauern eine Geschichte über Napoleon I., oder, wie er dort genannt wurde, „Napoleon“, erfahren und der Öffentlichkeit übergeben. Ihr Inhalt ist sehr interessant, weil es als ein geradezu vollständiges Beispiel dafür gelten kann, wie in verhältnismäßig kurzer Zeit eine heilige Verwirrung zwischen den geschichtlichen Tatsachen, dem Ueberlieferungen und einfachen Volksglauben in der Volksseele entsteht. Nach der russischen Bauernweisheit war Napoleon vom Teufel geküßt und von Gott dazu bestimmt, eine Geißel für die Wölfer der Erde zu werden. Das Geheimnis seiner Kraft sollte darin gelegen, daß er kein Weib empfangen, und sein